

zunehmend ergänzt durch eine Geschichtsschreibung, die den Blick auf das konkrete Funktionieren von Arbeiterorganisationen und das Leben ihrer Mitglieder richtet. Dafür sind die Briefe von und an Wilhelm Liebknecht eine Quelle, die noch längst nicht ausgeschöpft ist.

*Susanne Miller, Bonn*

Brigitte Seebacher-Brandt, *Bebel. K nder und Körner im Kaiserreich*, Verlag J. H. W. Dietz, Berlin/Bonn 1988, 416 S., Ln., 38 DM.

Wie keine andere Persönlichkeit hat August Bebel die Geschichte der deutschen Sozialdemokratie in ihrer entscheidenden Phase (mit)bestimmt, in der Phase von dem Beginn als kleiner Verein bis zu ihrem ersten Höhepunkt als Massenbewegung in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Wie keine andere Persönlichkeit verkörpert Bebel deshalb für diese Phase die Geschichte dieser Partei mit all den Fragen, die sich auch heute noch nicht nur für Historiker stellen. Nicht dies allein macht das Buch von Brigitte Seebacher-Brandt lesenswert, selbst wenn im Gegensatz zu den Interessen vor 15 Jahren Publikationen zur Parteilgeschichte heute kaum noch von einer breiten Öffentlichkeit gefragt sind. Das Buch ist flüssig geschrieben, vermeidet wohltuend einen elaborierten wissenschaftlichen Sprachstil und verzichtet auf einen Anmerkungsapparat, was der Darstellung nichts von ihrer Wissenschaftlichkeit nimmt, dem Leser, der hin und wieder genauer die Behauptungen der Autorin zu hinterfragen versucht, jedoch die Nachforschungen etwas schwer macht. Der Reiz des Buches liegt nicht zuletzt auch darin begründet, daß die Verfasserin mit mancher alten und neuen Legende aufräumt.

Die Verfasserin vermittelt das Bild von einer recht komplexen und d. h. sehr widersprüchlichen Persönlichkeit. Dennoch wird deutlich, warum sich gerade Bebel einer ungeheuren Beliebtheit unter den Arbeitern und einer erstaunlichen Anerkennung bei seinen Gegnern erfreute, so daß sein Popularit tsgrad nicht weit hinter dem des Kaisers auszumachen gewesen wäre, hätte es damals schon die heute so beliebten Meinungsumfragen gegeben. Die Faszination, die er ausübte, lag weniger in der Qualität seiner Politik begründet, vielmehr in seiner suggestiven Kraft, die er auf die Massen ausübte und mit der er seine politischen Visionen vermittelte. So wurde er für die Massen der Arbeiter zum »Prinzip Hoffnung« auf eine bessere Zukunft in einer Gesellschaft, in der es keine sozialen Nachteile, keine Ungerechtigkeit und keine Ausgeschlossenen mehr geben sollte. Der Glaube daran war so fest, daß er auch durch die Tatsache nicht zu erschüttern war, daß die von Bebel immer wieder präzis angegebenen Daten vom »Kladderadatsch« der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nicht eintraten. Bebel selbst hat bis zu seinem Lebensende fest daran geglaubt, was ihm eine ungeheure Kraft vermittelte, mit der er sein ausuferndes Arbeitsprogramm als Politiker, Agitator, Schriftsteller, aber auch als Unternehmer, zu dem er sich heraufgearbeitet hatte, bewältigen konnte. Gerade hierin liegt einer der großen Widersprüche dieser Persönlichkeit: Auf der einen Seite war er voll in das kapitalistische System integriert und verhielt sich mit seinem Gelderwerb, der Anlage seiner Wertpapiere (und auch der der Partei) nicht anders als jeder kapitalistische Unternehmer, auf der anderen Seite aber glaubte er fest daran, daß dies in der Zukunftsgesellschaft alles überflüssig sein werde. Dieser Widerspruch mag grotesk wirken, fatal war jedoch, daß dieser Glaube an die – wie Bebel immer wieder betonte – mit Naturnotwendigkeit eintretende Zukunftsgesellschaft ihn für die Realpolitik unfähig machte. Die W hlerzuwachsrate der SPD nach 1890, die mit kleinen Einbußen zwischendurch 1912 auf fast 35 % anwuchs, nehmen sich angesichts dieser Unfähigkeit fast grotesk aus. Linksliberale Politiker wie Naumann bedauerten dies zutiefst und beklagten Bebels Unfähigkeit, sich im linksliberalen Spektrum nach Bündnispartnern umzuschauen, um wichtige Verbesserungen für Arbeiter zu erreichen.

Max Weber konstatierte diese Unfähigkeit eher sarkastisch. Gemildert wurde sie allerdings dadurch, daß Bebel sein Verhalten im politischen Bereich im nachhinein wieder zu korrigieren verstand, auch wenn er öffentlich dies nicht zugab, so in der Gewerkschaftsfrage, im Hinblick auf die Sozialgesetzgebung oder in der Budgetpolitik.

Bebel hatte, zumindest bis 1900, die Partei fest im Griff. Erst danach war es kaum mehr möglich, den Riesenapparat in all seinen spezifischen und regionalen Verästelungen zu bestimmen. So konnten sich gegensätzliche Positionen, wenn auch nicht durchsetzen, so doch zumindest behaupten. So die reformistische Richtung um den Gewerkschaftsführer Legien, vor allem aber um die beiden Politiker von Vollmar und Frank, die in Bayern und Baden versuchten, im Landtag über die Budgetfrage auf die Landespolitik Einfluß zu nehmen. Später sind dann wohl auch Ebert und Scheidemann dieser Richtung zuzuzählen. Der Leser gewinnt den Eindruck, daß die Verf. in der Politik dieser Persönlichkeiten die bessere Alternative zur starren attentistischen Position Bebels sieht. Als kaum geglückte Alternative betrachtet sie dagegen die Theorie Bernsteins, der mit seinen Auslassungen über das Proletariat, die Revolution und den Zusammenbruch des kapitalistischen Systems die Marxsche Theorie zu revidieren gedachte. Seine Grundthese: »Das Endziel des Sozialismus, was immer es sei, ist mir gar nichts, die Bewegung ist alles«, verwischte dann doch zu viel. Bebel hat all diese Gegenpositionen bekämpft, aber er hat es nie zum Bruch kommen lassen, wenn er diesen – zumindest verbal – auch immer wieder in sein Kalkül einbezog. Die Gegenposition auf der linken Seite vertrat Rosa Luxemburg (und mit ihr Karl Liebknecht). Ihr Programm war es, durch Massenstreiks revolutionär auf die Politik einzuwirken. Im Gegensatz zu Bebel, der bis zu dem großen »Kladderadatsch« als Kapitalist und gleichzeitig als antikapitalistischer Agitator sich betätigte, plädierte dieses »sehr gescheite Frauenzimmer« (Bebel) dafür, die politische Macht im Staat zu erreichen; erst dann sei es möglich, den »Zukunftsstaat« zu etablieren. Bebel lehnte ab. Auch dieses Programm hätte zum politischen Handeln gezwungen, und das war nach Bebels Meinung nicht nötig, brach das kapitalistische System doch eines Tages von selbst zusammen: Das war wissenschaftlich erwiesen und kam mit Naturnotwendigkeit, wie er immer wieder in Berufung auf Marx und Engels betonte.

Das führt zur interessanten Frage der Marxismusrezeption in der deutschen Sozialdemokratie, der sich die Autorin eingehend widmet. Doch: Am Anfang stand Lassalle, und das ziemlich lange. Das bedeutete: Mit dem Konzept von den genossenschaftlichen Betrieben auf Staatskredit, mit der Trennung von der demokratischen Bewegung und der Forderung nach allgemeinen Wahlen insgesamt eine recht dürftige Theorie. Aber sie blieb, trotz aller Klagen Bebels den Altmeistern in London gegenüber, das theoretische Fundament der deutschen Sozialdemokratie bis weit in die 1890er Jahre hinein. Selbst Bebel war bei aller Marxrezeption den Lassalleschen Le(e/h)rformeln fast bis an sein Lebensende verpflichtet. Die Lassallesche Formel von der »einen reaktionären Masse« taucht bei ihm immer wieder auf, und auch die Vorstellung von den Produktivassoziationen blieb ihm, dem ehemaligen Handwerksmeister, trotz der Expansion der Großindustrie durchaus plausibel. Die eigentlichen Wahrer der Lassalleschen Theorie in der SPD waren bis in die 1890er Jahre hinein nicht die ehemaligen Lassalleaner, sondern es war Wilhelm Liebknecht, der die alten Formeln 1875 in das Gothaer Einigungsprogramm hineinbrachte und dabei Marx' harsche Kritik in den Randglossen souverän überging. Damit schaltete er auch Bebel, der damals im Gefängnis saß, aus der Programmdiskussion aus. Aktuell wurde dieses freilich erst 1890/91, als sich die Partei in Erfurt nun ein neues, marxistisches oder besser: kautskyarisches Programm gab. Die Freundschaft zwischen dem ehemaligen 48er Liebknecht – dem »Wilhelmchen«, wie ihn die Londoner spöttisch nannten – und Bebel hat damals wohl ihr endgültiges Ende gefunden. Auch hier räumt Brigitte Seebacher-Brandt mit einer alten Legende auf.

Doch auch Bebels Marx-Rezeption blieb begrenzt. In den Kategorien des Zusammenbruchs und der Zweiteilung der Gesellschaft dachte er schon, bevor er noch mit Marx und Engels in Berührung gekommen war. Einem genaueren Studium ihrer Texte hat er sich Zeit seines Lebens nicht unterzogen. Studiert im eigentlichen Sinn hat er wohl nur Engels' Schrift »Vom Ursprung der Familie«, deren Quintessenz er 1890 in sein Standardwerk: »Die Frau und der Sozialismus« einbrachte. Diese wohl wichtigste Publikation Bebels war 1878 erschienen, durfte aber bald wegen des Sozialistengesetzes nur im »Untergrund« gehandelt werden. Das Buch war – wie Brigitte Seebacher-Brandt es ausdrückt – »das himmlische Gemälde eines irdischen Propheten« und wurde zu einem wahren Bestseller. Auch bei dem Agitator Bebel gerann der Marxismus zu einigen starren Faustformeln und hatte primär seinen Zweck als Integrationsideologie und »wissenschaftliche« Rechtfertigung erfüllt. Für eingehendere Analysen hielt sich Bebel den Theoretiker Karl Kautsky, der, gedeckt von Bebel, das Geschäft bald wie ein Kirchenvater versah. Bebels Verständnis des Marxismus hat ihn fatalerweise von jeder Realpolitik abgehalten, obgleich er ausgezeichnete Analysen zur politischen Situation seiner Zeit lieferte, die eine erstaunliche Weitsicht verraten, so zum Problem des Anti-Semitismus, zur Kriegsgefahr und den Kriegsfolgen. Doch war er nicht fähig, daraus Konsequenzen sowohl für die Außenpolitik als auch die Innenpolitik zu ziehen. In der »Internationale«, die weitgehend von deutschen Parteigeldern finanziert wurde, trat Bebel als »der reiche Onkel« auf, nicht ohne eine gewisse Überheblichkeit gegenüber den sozialistischen Parteien anderer europäischer Länder. Das lag wohl auch in seiner Einschätzung des Deutschen Reichs und der deutschen Reichspolitik begründet, die er immer wieder angriff, mit der er aber doch im Innersten übereinstimmte. Äußerungen über die Institutionen klangen nicht so, als wolle er morgen, wäre es ihm möglich gewesen, Kaiser und Regierung stürzen. Schon gar nicht den Reichstag, wo er als Parlamentarier strikt auf den Kommandant achtete, die anderen Parteien zwar als reaktionär einschätzte, aber beglückt errötete, als ihn nach über 40jähriger Tätigkeit im Reichstag 1912 zum erstenmal ein Reichskanzler persönlich ansprach. Trotz aller revolutionären Phrasen Bebels: Seine »negative Integration« in das Kaiserreich wird von der Autorin dem Leser überzeugend vermittelt. Und damit beantwortet sich fast schon eine der wichtigsten Fragen von selbst: Hätte Bebel 1914 den Krieg verhindern können bzw., was noch wichtiger ist: Hätte er ihn verhindern wollen? Brigitte Seebacher-Brandt beantwortet dies mit einem Nein, wenn auch als Frage formuliert: »Wollte noch einer so kühn sein und behaupten, unter Bebels Führung hätte sich die Partei zwischen 1914 und 1918 anders verhalten, als sie sich ohne Bebel verhalten hat?« Nein! So kühn will nach den überzeugenden Analysen der Autorin niemand sein. Denn ihre Frage hat hier, im Gegensatz zu den zahlreichen anderen Fragezeichen, die sie immer wieder setzt und wo sie eine Antwort dem Leser selbst überläßt, nur mehr rhetorischen Charakter. Bebel ist rechtzeitig gestorben, und so konnte die Legende entstehen: Alles wäre anders gekommen! Hätte er 1914 noch gelebt, wäre nicht die Politik von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zum Zuge gekommen, sondern, wie gehabt, die der Eberts und Scheidemanns. Auch sein »marxistischer Theoretiker« Kautsky hätte ihm hier nichts raten können. Bezeichnenderweise tauchte er und mit ihm der ganze »Zentrismus« total unter, als es um die Kriegskredite ging.

Was bleibt von dem Bebel-Bild für die »Nachfahren«? Es bleibt, nachdem manche Legende Gott sei Dank zerstört ist, das Bild von einer faszinierenden, aber doch sehr widersprüchlichen Persönlichkeit. Dieser Widerspruch macht verständlich, daß auch heute noch sich alle auf ihn berufen können, so ungleich die »Erben« in der SPD und in der SED/PDS auch sein mögen. Und was fehlt an dem Bebel-Bild von Brigitte Seebacher-Brandt? Für mein Dafürhalten kommt das Innenleben der Partei zu kurz. Dies war doch etwas mehr, als nur die Auseinandersetzung um Theorie und Praxis. Wenn auch mit kleinbürgerlichen Zügen, so bildete die sozialdemokratische Subkultur in ihren zahlreichen Verästelungen einen bestimmenden Faktor für die politische Kultur der Arbeiter, die sich doch, von der

weiteren Entwicklung her gesehen, recht positiv gegenüber der allgemein chauvinistisch geprägten politischen Kultur bürgerlicher Kreise abhob. Bebel wurde zu ihrem Symbol. Und wie schon beim Lassalle-Kult, mögen sich auch beim Bebel-Kult politische Realität und symbolische Vermittlung nicht gedeckt haben. Die Verf. hat damit eine wichtige Chance vertan. Solange sie die Arbeiter nur als Jubelhöre für den Volkstribunen Bebel auftreten läßt, vermittelt sie dem Leser kaum deren Perspektive. Aber gerade die wäre wichtig gewesen, um das Wilhelminische System, dessen Antipode Bebel nun einmal war, aus der Sicht der größten Bevölkerungsgruppe darzustellen. Nach all den wichtigen Studien, die hierzu in den letzten Jahrzehnten geleistet worden sind, führt Brigitte Seebacher-Brandts Bebel-Studie leider wieder zu längst überholt geglaubten Sichtweisen zurück.

*Arno Herzig, Hamburg*

Die materialistische Geschichtsauffassung. Dargelegt von Karl Kautsky.gekürzte Ausgabe, hrsg., eingel. und annotiert von John H. Kautsky (= Internationale Bibliothek), Verlag J. H. W. Dietz Nachf., Berlin/Bonn 1988, 703 S., brosch., 80 DM.

Dieses Buch wurde mir schon vor 40 Jahren in die Hände gelegt. Doch damals war ich Kommunist, und Lenin hatte Kautsky als »Renegat« abgestempelt. So ließ ich sein Werk wie ein heißes Eisen fallen. Was ich damals versäumte, mußte ich irgendwann nachholen. Und es tut gut, ein persönliches Verhältnis zu einem Buch zu haben, das man bespricht. Im übrigen sollte man stets nur lesen, wofür man reif geworden ist. Nun könnte es scheinen, als verdiene dieses Spätwerk Kautskys nur noch historisches Interesse. Indes ist keine der darin angeschnittenen Fragen schon entschieden. Was heißt z. B. soziale Revolution? Wo gibt es ein sozialistisches Land? Geht es um die Sozialisierung der Wirtschaft oder um die Sozialisierung der Menschen? (Der Sozialismus entstand ja als Gegensatz zum Individualismus.) Und wie steht es um die Brauchbarkeit des Marxismus?

Man müßte sich jahrelang in dieses Buch vergraben, um die Antworten zu finden oder wenigstens zu erahnen, stünde ihm nicht die hilfreiche Einführung John H. Kautskys voran. Allerdings erspart sie nicht das eigene Lesen und Verarbeiten. Doch kann sie als Kompaß dienen. Endlich einmal hat ein Enkel Goethes Wort wahrgemacht, daß man das Überlieferte erwerben muß, um es zu besitzen (und weiterzugeben). Wieviele Jahre darüber auch vergangen sein mögen, sie werden Früchte tragen. Die Kürzungen beschneiden im allgemeinen nur den zu üppigen Wuchs, Nebentriebe und Polemik, die Karl Kautsky allzusehr ins Kraut schießen ließ. Allerdings wird es bedenklich, wenn vom Kapitel »Freiheit« – siehe S. 108 – nur noch die Überschrift stehen blieb.

Die Konzeption in fünf Büchern ist gewaltig: Geist und Welt, Menschennatur, Menschliche Gesellschaft, Klasse und Staat, Sinn der Geschichte. Doch eigentlich hat Kautsky nur das dritte und vierte Buch der Interpretation des Marxismus gewidmet; selbst darin geht er auf eigenen Füßen.

Am überraschendsten ist, daß er mit 22 Jahren, bevor er Marx kennenlernte, schon seinen eigenen Materialismus entworfen hatte. Dadurch genoß er den Vorteil einer geistigen Unabhängigkeit, die keinem Marxisten mehr beschieden war. Kautsky verleibte sich zwar ebenfalls die Grundgedanken von Marx ein, doch sein Magen war nicht auf ihre Verdauung eingerichtet, und sie stießen ihm bei jeder kritischen Frage auf. In diesem Alterswerk würgt er sie wieder heraus, denn ein Wiederkäuer konnte er nicht werden.

Die wichtigsten Unterschiede lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen:

1. Für Marx ist die menschliche Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen. Für Kautsky sind Klassengesellschaften die Ausnahmen von der Regel, weshalb der Klassen-